

Die Lüneburger Heide ist ja eine ganz eigentümliche Kulturlandschaft: Durch Abholzung für die Lüneburger Saline und das Glockenhaus, in dem auch Kanonen gegossen worden sind, ist sie entstanden: Eine Kultursteppe im wahrsten Sinne des Wortes, doch dieses Wort wird meistens abwertend gebraucht.

Als ich bis Mitte der 90er-Jahre Mitglied der Landespressekonferenz in Hannover war, erntete ich mitleidsvolle Blicke der Kollegen, weil ich aus Winsen an der Luhe kam. Die Kollegen großer Zeitungen aus Hannover, Braunschweig, Osnabrück und Bremen nickten wissend: „Ach ja, von dahinten in der Heide!“ Nun, immerhin kannten sie den gleichnamigen Titel von Hermann Löns. Aber eben auch nicht viel mehr aus der Kultursteppe zwischen Celle, Lüchow, Hamburg und Rotenburg. Dabei hat eine Steppe eine wunderbare Eigenschaft: Über lange Zeiträume ruht sie in Alltagsfarben, um dann bei belebendem Regen in üppigster Pracht zu erblühen. Spuren von diesen Blütezeiten sind über mehr als ein Jahrtausend auszumachen, und einige Blüten haben die Saison überdauert: prächtige Kirchen und würdige Klöster, Schlösser, Burgen, Wassertürme. Doch uns sollen heute eher die Menschen interessieren, die in der Heide ihre Spuren hinterlassen haben.

8./9. Jahrhundert

Es ist nasskalt und unfreundlich im Feldlager im Herbst des Jahres 795. Die Ritter sind müde von den ständigen Scharmützeln mit den Sachsen und haben sich zur Ruhe gelegt. Karl, schon mit 26 Jahren zum König der Franken erkoren, berät sich in seinem Zelt mit den Edlen. Seit mehr als zwölf Jahren schon versucht er, Sachsen dem Frankenreich einzuverleiben. Und jetzt wartet er in Sümpfen zwischen Elbe und Ilmenau, dass die Bewohner dieses unwirtlichen Landes zu ihm kommen, um ihm zu huldigen. Aber sie kommen nicht. Die Zähigkeit des Gegners ärgert ihn. Als ihn seine Berater an diesem Abend verlassen, brennt noch eine Kerze direkt über dem Lager des Königs. „Taufe oder Tod“, murmelt er noch im Einschlafen. Die Kerze brennt derweil völlig herunter und verlöscht auf der Filzdecke. Das ganze Feldlager, zumindest aber das königliche Zelt hätte abbrennen können ob dieses Leichtsinns. Erst am nächsten Morgen sieht Karl, welcher Gefahr er ausgesetzt war, und er dankt seinem Schutzheiligen, dem St. Dionysius, für seinen Beistand. Ihm zu Ehren lässt er eine Kapelle bauen. Bis heute erinnert das Heidedorf St. Dionys in der Nähe von Bardowick an die brennende Kerze, die Karls Feldlager verschont hat.

Die St. Dionyser Bürger haben dem Gründer ihres Ortes die Hauptstraße gewidmet: Sie heißt Karl-der-Große-Straße. Und weil sie im Grunde ihres Herzen auch noch ein klein wenig heidnische Sachsen sind und dies mit einem alljährlichen Mittsommernachtsfest dokumentieren, gibt's auch einen Widukindweg. In der Steinmauer übrigens, die heute den Kirchberg in St. Dionys umfasst, sind noch jene Steine enthalten, die das Fundament zur ersten Kapelle bildeten. Diese Kapelle hatte ursprünglich nur eine Breite von elf Fuß (3,20 Metern). Sie wurde unter Beibehaltung der ursprünglichen Breite zweimal nach Westen hin verlängert, das zweite Mal im Jahr 1655 auf 73 Fuß. Die heutige Kirche stammt aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und ist als Hochzeitskirche sehr begehrt.

9. Jahrhundert

Wer die Stiftskirche zu Ramelsloh betritt, dem leuchtet ein prächtiges Fenster ins Auge, das den Erzbischof Ansgar sowie die Heiligen Sixtus und Sinitius zeigt. Dieses Fenster ist ein leuchtender Grabstein für den „Apostel des Nordens“, der nach seiner Vertreibung aus Hamburg in Ramelsloh Zuflucht gefunden hat.

Im Jahr 826 kommt der Dänenkönig Harald mit großem Gefolge auf den Reichstag zu Mainz und bittet den Frankenkaiser Ludwig den Frommen um Hilfe gegen Aufständische im eigenen Lande. Bei dieser Gelegenheit begehrt er auch die Taufe, die im Mainzer Münster festlich

vollzogen wird. Dem gerade christlich gewordenen König muss ein erprobter Mann als Missionar zur Seite gestellt werden, und Ansgar ist zu dieser Aufgabe sogleich bereit.

Schon bald wird König Harald von den Söhnen seines Vorgängers verdrängt. Sie treten zwar den Missionaren nicht feindlich entgegen, aber das Missionswerk findet keinen Fortgang – zumal Ansgars Begleiter erkrankt und nach Corvey zurückreist. Ansgar bleibt deshalb allein in Schleswig zurück. Das Warten hat Sinn, denn 829 erscheinen auf der Reichsversammlung zu Worms schwedische Abgesandte und tragen die Bitte ihres Volkes um Unterweisung in der christlichen Lehre vor. Der König werde christliche Lehrer in seinem Lande dulden. Ansgar wird für würdig befunden, die schwedischen Gäste zu begleiten. Sogleich erhält er die Weisung, nach Worms zu kommen und sich nicht eher den Bart scheren zu lassen, als bis er vor dem Kaiser stünde. Das ist als Aufforderung zu besonderer Eile zu verstehen.

Voller Freude nimmt Ansgar den Auftrag zur Schwedenmission entgegen. Auf der Reise wird das Schiff von normannischen Seeräubern überfallen. Die kaiserlichen Geschenke für den Schwedenkönig, Bücher und Kirchengeräte sind verloren, Ansgar und Witmar retten das blanke Leben und ziehen zu Fuß weiter. In Birka wird Ansgar von König Björn feierlich empfangen, und der versichert dem Missionar, dass er seine Botschaft ungehindert verbreiten darf. Viele Schweden lassen sich spontan taufen, darunter Hergier aus dem Rat des Königs. Auf dessen Gut wird die erste Kirche unter den Nordgermanen gebaut.

Ein Jahr später kehren Ansgar und Witmar aus Schweden zurück, um dem Kaiser Vollzug zu melden. Ludwig der Fromme hatte sich nach der Entthronung seiner Söhne noch einmal erhoben und eine Reichsversammlung in Diedenhofen (Thionville in Lothringen) einberufen. Als Ansgar dort seinen Bericht hält, beschließt die Versammlung, im Norden einen erzbischöflichen Sitz zu errichten, und zwar in Hamburg. Die Bischöfe Willerich von Bremen und Helingaud von Verden treten ihre Gebiete nördlich der Elbe ab, und der Kaiser schenkt der jungen Hamburger Kirche als wirtschaftliche Basis die Zelle Türhold in Flandern. Als Kaiser und Reichstag die Gründung des Erzbistums Hamburg vollziehen, wird der mittlerweile 30jährige Ansgar zum Erzbischof benannt. Der Papst bestätigt die Wahl und ernennt Ansgar zum päpstlichen Beauftragten für die gesamte Mission im Norden.

Kaum trägt Ansgar das Pallium, da bereist er die Gegend an der Unterelbe, besucht auch seine früheren Missionsstätten in Schleswig und Dänemark. In Hamburg baut er eine Hauptkirche, Kloster, Bibliothek und Schule, gründet in den nächsten zehn Jahren zahlreiche Filialkirchen. Aber es kriselt im Norden: Dänenkönig Harald wird vertrieben, und sein Nachfolger erklärt dem Christentum den Krieg. Im Jahr 845 erscheinen die Dänen mit 600 Schiffen vor Hamburg und legen die Stadt völlig in Asche. Nur sein Leben und die Reliquien der Heiligen Sixtus und Sinitius kann er retten.

In dieser Situation schenkt ihm eine fromme Frau namens Ikia das Gut Ramsloa im Bistum Verden, drei Meilen von Hamburg entfernt. Von hier aus soll Ansgar sein Missionswerk nun neu ordnen und beginnen, soll die verstreuten Brüder sammeln und ein Benediktinerkloster sowie eine Klosterschule errichten. Doch dieses Notquartier nutzt Ansgar nur kurze Zeit: Als der Bremer Erzbischof stirbt, vereint Ludwig der Deutsche die Erzbistümer Bremen und Hamburg und versetzt Ansgar nach Bremen. Der Zusammenlegung der Erzbistümer bei Eigenständigkeit beider Domkapitel im Jahr 847 stimmt der Papst zu, und so hat Ansgar den Rücken frei zu einer neuen missionarischen Offensive. Er gilt als der Apostel des Nordens.

12. Jahrhundert

„Vestigium Leonis“ – „Des Löwen Spur“: Geheimnis- und unheilvoll zugleich prangen diese beiden lateinischen Worte unter einem goldenen Löwen an der Südseite des Bardowicker Domes. Einst haben die Bardowicker die Pranken des mächtigsten Herrschers in Deutschland zu spüren bekommen. Den ganzen Ort hat er in Schutt und Asche gelegt, aus einer blühenden

Stadt hat er eine Ruinenlandschaft gemacht, und nicht nur das: Mit dem Ausbau von Lübeck zur Handelsstadt hat er den Bardowickern auch eine blühende Zukunft abgegraben.

Im Jahr 1142 wird Heinrich die sächsische Herzogswürde verliehen - unter der Bedingung, dass er allen Besitzansprüchen auf Bayern entsage. Doch der Welfe korrigiert später diesen Verzicht und hält ab 1156 zwei gewaltige Herrschaftskomplexe in Besitz. Sein Herzogtum Bayern reicht in den langobardischen Raum, und aus Sachsen stößt die große deutsche Expansionswelle nach Norden und Osten vor. Von der Lombardei bis Schleswig, vom Rhein bis in Regionen östlich der Elbe hat Heinrich das Sagen. Die neue Zeit verdrängt Bardowick aus seiner ursprünglichen Randlage. Den Umschlagplatz mit den Slawen verlagert Heinrich nach Lübeck. Die Bardowicker hassen ihren Landesherrn, der sich gerade mit Kaiser Friedrich Barbarossa verkracht hat. Der will nämlich Schützenhilfe von seinem Vetter für den Kriegszug gegen den Lombardenbund, doch Heinrich verweigert den Beistand. Der Kaiser rechnet deshalb 1180 mit Heinrich ab, nimmt ihm die beiden Herzogtümer ab und erklärt die Reichsacht über den Gefolgsunwilligen. Nur die Hausgüter um Braunschweig und Lüneburg verbleiben dem Löwen. Als Barbarossa plötzlich in Norddeutschland erscheint, unterwirft sich Heinrich dem Kaiser und muss als Buße für drei Jahre das Land verlassen. 1182 geht er zu seinem Schwager, dem König von England, in die Verbannung.

Kaum hat Barbarossa den dritten Kreuzzug jedoch angetreten, auf dem er im Jahr 1190 ertrinken sollte, da kehrt der Verbannte schnurstracks zurück. Im Oktober 1189 steht Heinrich mit einem beachtlichen Heer von Bardowick und beginnt die Belagerung dieser Stadt, die ihm nicht ohne Häme die Gefolgschaft in kritischer Zeit versagt hat. „Insgemein wird erzehlet und auch von den meisten gegläubet, dass die Belägrte so gottloß gewesen, und Heinricho Leoni von den Mauern, sala venia (mit Verlaub zu sagen), die entblößete Hindern gezeiget“, berichtet der berühmteste Chronist des Fleckens, Christian Schlopke. Jetzt will Heinrich den Bardowickern alte und neue Beleidigungen heimzahlen.

Auf drei Landseiten ist die Stadt von schwer einnehmbaren Wällen umgeben. Zur Ilmenau hin schützt die Stadt aber nur eine niedrige Mauer, und auf diese Befestigung richtet der Löwe seinen Angriff. Zwei Tage bemüht sich der Herzog vergeblich, doch am dritten Tag trabt ein verirrter Bulle ins welfische Heerlager, und als die Soldaten das Tier durch die Zeltstadt scheuchen, läuft es geradezu in die Ilmenau und wadet hindurch. „Nur bis an die Hüfte des Leibes“ geht ihm nach Schlopke das Wasser, und die Kenntnis dieser Furt ermöglicht Heinrich die Stürmung der Stadt. Die bewaffneten Bürger müssen sterben. Viele Häuser gehen in Flammen auf, Stadtmauern und Türme werden geschleift, Wälle eingeebnet. Gold und Silber nimmt der Eroberer mit, nur die Kirchenbauten bleiben verschont.

14./15. Jahrhundert

Wenn der Dominikanermönch Ludulfus Wilkinus in seinem Kloster Psalmen, Responsorium oder Hymnus zu den Stundengebeten mitsingen sollte, überfiel ihn regelmäßig ein großes Gähnen, und er wird im Winsener Franziskanerkloster deshalb schon manchen Rüffel vom Prior und manch spöttischen Blick seiner Brüder haben wegstecken müssen, als er in der dortigen Terminie abgestiegen ist. Gar zu langweilig und vor allem langatmig sind die gregorianischen Gesänge und die Leisen, und Ludulfus kann sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass Gott an diesem Gesänge Freude haben könnte.

Jetzt ist er auf der Wanderschaft, fernab von seinem Heimatkloster, und unterwegs hört er – erstmals für sein Ohr – eine ganz neue Musik, fröhlich und unbeschwert, nicht so getragen und eintönig wie die gregorianischen Gesänge, sondern von einem geradezu munteren Rhythmus. Ludulfus ist hochmusikalisch, und der Leiter der Klosterbibliothek hat den jungen Mönch mit dem Abschreiben alter Noten beauftragt. Im Winsener Kloster hat sich herumgesprochen, dass überall im Lande eine neue Art der Notenschreibung eingeführt worden ist, in der auch Tonlänge und Rhythmus dargestellt werden können, und dass dort

auch nach neuer Weise komponiert, musiziert und gesungen wird. Ludulfus möchte diese Technik kennen lernen. Nach außen hin gibt er freilich vor, Freunde in seiner sächsischen Heimat besuchen zu wollen.

Tatsächlich ist die Welt der Musik im Umbruch: Von Groningen aus erobern berühmte Orgelkünstler den Norden. In Hamburg, Lüneburg und Lübeck haben sie wunderschöne Instrumente mit einer nie gekannten Vielfalt an Klangfarben gebaut, und diese Instrumente eröffnen den Komponisten ganz neue Möglichkeiten.

Dieser Mönch Ludulfus Wilkinus führt ein Tagebuch mit sich. Dort notiert er, was immer er hört, in der neuen Schriftsprache der Musik, der Mensuralnotation. Vier Orgelstücke sind dort zu finden, darunter ein Lied fahrender Handwerksgesellen: Wohl auf, Gesellen, nun wird's Zeit.“ Diese kleine Notensammlung heißt heute die Winsener Tabulatur und gilt als ältestes Protokoll der Mensuralnotation im norddeutschen Raum, also nördlich des Mains.

16. Jahrhundert

Revolutionen im Denken erfahren oft ihre Ouvertüre in der Kunst: Zwei Generationen nach Ludulfus Wilkinus führt Herzog Ernst der Bekenner die Lüneburger Heide zum neuen reformatorischen Glauben. „Gottes Wort überall in des Fürstentums Stiften, Klöstern und Pfarren rein, klar und ohne menschlichen Zusatz predigen lassen.“ – Herzog Ernst von Lüneburg hat im August 1527 auf dem Landtag zu Celle eine klare Zielvorgabe formuliert in einer Zeit, da sich die Reformation in Norddeutschland nur mühsam und bisweilen unter schweren Kämpfen durchsetzen konnte. Doch seinen Ehrennamen hat er auf dem Reichstag zu Augsburg erworben, weil er sich dort als wichtigster Fürsprecher des evangelischen Lagers erwiesen hat. Mit viel Umsicht und Behutsamkeit hat dieser Landesherr den Wandel in seinem Fürstentum vollzogen, hat mit Urbanus Regius einen wackeren theologischen Mitstreiter gewonnen und ist nicht dem Trend anderer evangelisch gewordener Landesherrn gefolgt, mit dem kirchlichen und klösterlichen Vermögen die Staatskasse zu sanieren. Nein, er fasste die einst katholischen Liegenschaften in der Klosterkammer zusammen, die bis heute besteht. Die früheren Heideklöster sind heute evangelische Damenstifte und Kleinodien sakraler Kunst. Um 1530 fast überall in seinem Lande durchgesetzt: So 1526 in Burgdorf, 1527 in Uelzen, 1528 in Winsen, Dannenberg, Walsrode und Lüchow. Letzte katholische Bastion ist das Kloster Lüne bei Lüneburg. Dort wollten ihn die Nonnen mit sengender Wolle von seinem Ehrenplatz ausräuchern, als er zu einem Visitationsbesuch kam. Die Sache ging gründlich daneben, das Kloster wurde geschlossen, und Lüneburg 1532 schließlich doch evangelisch.

Er säuft, grölt, lallt, rauft, rülpst, schmatzt und benutzt ungeniert alle Körperteile, genießt ihre Funktionen, schwelgt in Selbstgefälligkeit. So ein rechter Kotzbrocken ist Grobianus, den Friedrich Dedekind in seinen „Zwei Büchern über die Einfalt der Sitten“ beschreibt. Lange Zeit ist er in Lüneburg als Pastor tätig, und hier schließt er auch im Jahr 1598 zum letzten Male die Augen. Auch 400 Jahre nach Dedekinds Tod ist sein „Lieblingssohn“ Grobian keineswegs ausgestorben, sondern hat sich wundersam vermehrt.

In einem dritten, später veröffentlichten Band weitert Dedekind das Bild des zum Schwein werdenden Menschen auch auf die holde Weiblichkeit aus, läßt den Titelhelden den Damen raten, schamlos, naschhaft, schwatzsüchtig und berechnend zu werden. Wie kommt nun ausgerechnet ein Herr Pastor dazu, sich solch unanständiger Thematik zuzuwenden?

Nun, mit der Reformation sind die Menschen nicht schlagartig besser geworden – ganz im Gegenteil: Vom alten Glauben entwurzelt und im neuen noch nicht sicher, droht die Verwahrlosung der Sitten, hat Dedekind beobachtet. Und so schreibt er seine Erziehungsromane „Grobianus und Grobiana“. Im Vorwort wird der Leser aufgefordert: „Lies dieses Büchlein oft und viel – und tu allzeit das Widerspiel!“ Nach seinen delikatsten Werken

ist übrigens die Epoche der nachreformatorischen Erziehungsromane das „Zeitalter des Grobianismus“ genannt worden.

16./17. Jahrhundert

Wenn man einen Dichter nicht nach seinem Geburts- oder Todesjahr ehrt, sondern des Schöpfungsdatums seiner schönsten Choräle gedenkt, dann müssen sie etwas ganz Besonderes sein. Von Philipp Nicolai, der einst der Herzogin Dorothea im Winsener Schloß zu predigen hatte, ist die Rede und von seinen Königschorälen: „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ und „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ sind um die 400 Jahre alt, und sie sollten Trost sein in einer Zeit, da in Deutschland die Pest umging.

Von der Not um die Wendezeit vom 16. zum 17. Jahrhundert macht sich kaum jemand ein Bild: Krieg durchbebt das Land, marodierende Truppen der Spanier, der Niederländer, der Bayern, der Hessen suchen auch Westfalen heim. Um den Glauben streiten nicht nur Papisten und Protestanten, sondern auch die Lutheraner und die Calvinisten, aber auch Lutheraner untereinander. Alte Fundamente bröckeln dahin, es herrscht Weltuntergangsstimmung, als sich in die Kriegswirren auch noch die Pest mischt.

Philipp Nicolai ist ein streitbarer lutherisch-orthodoxer Theologe, legt sich deshalb in Unna mit seinem Landesherrn quer und wird schließlich als Prediger nach Hamburg berufen. Von dort lädt ihn mehrfach Herzogin Dorothea ins Winsener Schloss ein. Schon während eines schrecklichen Pestzuges in Unna hatte Nicolai den „Freudenspiegel des ewigen Lebens“ geschrieben. In diesem Werk stehen die Choräle, in denen Nicolai bis heute weiterlebt: „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ und „Wie schön leuchtet der Morgenstern“.

In Hamburg und Winsen ist der Dichter einem Mohrenmädchen zum ganz besonderen Segen geworden: Ein Hamburger Kapitän hatte auf dem Sklavenmarkt von Alexandria ein Mohrenmädchen gekauft und wollte es zu Hause seiner Frau schenken. Doch die Frau war zwischendurch an der Pest gestorben, und so wusste der Kapitän mit seinem Geschenk nicht so recht etwas anzufangen. Er wandte sich hilfesuchend an Philipp Nicolai, und der nahm die Mohrin mit nach Winsen zur Herzogin Dorothea. Die stand Pate, als der Hauptpastor die Mohrin im Winsener Schlosse auf den Namen Christina Dorothea taufte. Im Amtshaus Bütlingen, dem Sondersitz der Herzogin, widmete sich diese Mohrin seither der Pflege von Armen und Kranken. Von ihr ist berichtet, dass sie stets weiße Kleidung trug und besonders gerne die Lieder sang: „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ und „Wachet auf, ruft uns die Stimme“. Nicolai kann seinen Schützling nicht mehr lange betreuen, er stirbt am 16. Oktober 1608 52jährig in Hamburg. Nach einem Gerücht sollen Jesuiten den kämpferischen Lutheraner vergiftet haben.

Kirchenlieder, Gedichte und ellenlange Romane hat er geschrieben, doch das hat Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg nicht berühmt gemacht. Vielmehr ist er der Erste in Deutschland, der ein stehendes Theater eingerichtet hat. Mit diesem Schritt hat er der dramatischen Kunst hierzulande eine Heimstatt gegeben, ohne die die späteren Erfolge deutscher Dichter nicht möglich gewesen wären. Am 4. Oktober 1633 wird Anton Ulrich in Hitzacker geboren. Die herzogliche Familie hält sich dort vorübergehend auf. Sie mag den ruhigen Sondersitz gewählt haben, um den Wirren des 30jährigen Krieges auszuweichen. Der hat zu dieser Zeit Hitzacker noch nicht erreicht. Der junge Mann ist literarisch interessiert und ärgert sich darüber, dass seine Theaterstücke von Wanderbühnen nur stümperhaft aufgeführt werden können. Dabei – so hat das Mitglied mehrerer literarischer Gesellschaften erkannt – ist das Drama die höchste Vollendung der schreibenden Kunst. Seit 1643 wohnt die herzogliche Familie in Wolfenbüttel. Dort entsteht die erste feste Bühne Deutschlands. Diesem Beispiel folgen bald weitere Landesherren und freie Städte. Sie machen den Weg frei für die deutsche Bühnenkunst.

18. Jahrhundert

„Wenn mit mir und dennoch drey Personen es vorbey ist in unserm Dorf, alsdann wird wohl niemand recht wissen, wie ein Hund auf Wendisch genannt wird.“ Der dies sagte, schloss im Jahr 1740 auf immer die Augen: der Bauer Johann Parum Schultze aus Süthen im heutigen Kreis Lüchow-Dannenberg. Dass sich seine Prophezeiung nicht erfüllt hat, liegt nicht zuletzt an Pastor Christian Hennig aus Wustrow. Er hat dafür gesorgt, dass die wendische Sprache der Nachwelt wenigstens in Fragmenten erhalten geblieben ist.

„Vandalia“ hatte der Celler Hofarzt und Kartograph Johannes Mellinger auf seiner Übersichtskarte für das Fürstentum Lüneburg über das Gebiet zwischen der Elbe und Lüchow gesetzt. Ansonsten interessierte dieser Raum nicht weiter - bis Gottfried Wilhelm Leibniz von Hannover sich für die Sprache dieser Einöde interessierte, jener vielseitig interessierte Wissenschaftler, der sich von der Theologie über die Philosophie bis hin zur Mathematik kompetent zu äußern wusste.

Den Namen Wendland prägte aber Pastor Christian Hennig aus Wustrow, ein historisch gebildeter und sprachwissenschaftlicher interessierter Gottesmann, und er sammelte die polabischen Sprachreste aus der Umgebung seines Pfarrortes. Von seiner Hand entstanden eine Vokabelsammlung und ein „Kurzer Bericht von der Wendischen Nation überhaupt, insonderheit von den Lüneburger Wenden“.

Jahrhunderte lang hatten Dravänopolaben - das sind in deutscher Sprache die Wenden, ein Slawenstamm an der Elbe - mit Deutschen zusammengewohnt. Die deutsche Ostsiedlung durch Heinrich den Löwen hatte das Gebiet des heutigen Landkreises Lüchow-Dannenberg weitgehend sich selbst überlassen, und so konnte sich dort die slawische - wendische - Sprache länger halten als anderswo. Doch schon um 1700 kann von einer echten wendischen Bevölkerung nicht mehr die Rede sein. Hennig schreibt um 1700: „Jetziger Zeit reden hier herum nur noch einige von den Alten Wendisch.“ Die deutsche Verwaltung hatte den Wenden ihre Sprache verboten, und so weiß Hennig zu berichten: „Wenn die Teutschen einen hören Wendisch sprechen, haben sie mit Fingern auf ihn gewiesen und ihren Spott mit ihm getrieben.“ Kein Wunder, dass junge Leute sich der Sprache zuwandten, die ihnen eine Zukunft versprach, und ihre Muttersprache ganz schnell vergaßen.

Die deutschen Geistlichen hatten ihre liebe Not mit den Wenden in den Kirchen, die im Rahmen der Ostsiedlung gebaut worden waren. Sie konnten der Bevölkerung das Evangelium nicht predigen, weil sie ihre Sprache nicht beherrschten. Nie hat es eine wendische Bibelübersetzung gegeben, und erst als die Wenden von sich aus zweisprachig wurden, übertrugen sie ihrerseits Marienlieder und Gebete in ihre Muttersprache.

Auf Anweisung von Leibniz notiert im Jahr 1691 der Lüchower Amtmann Mitthof das polabische Vaterunser: „Noos wader tada tōjis wattuem nibisien Sjoncta mowardoot tūi Rieck cumma tua willia mossa schjniot wan nibisjeu cack wissei soquoi noossime noossi daglitia Sjeibe dūnam daan ün wittodūman nosse Greichje cook mo witto dūjeme noossūme Greichynarium, ni farforūnas wa versoikung, erlös ūnas wittige goidac. Hamen.“

„Hamen“ - das ist ein sprachliches Relikt, das ab und zu noch heute zu hören ist. Die Wenden hatten den H-Laut nach eigenem Gutdünken gesetzt, und einige tun dies heute auch in der deutschen Sprache noch: „Hamen“ auf der einen Seite, auf der anderen aber: „Ich 'abe einen 'und.“ Dabei sprechen sie den stummen Anlaut so, wie der Hebräer das Ajin, einen dem H entgegengesetzten Buchstaben, aus der Tiefe seiner Kehle heraufholt.

Es mag widersprüchlich klingen, wenn von der Bekehrung eines Pastors die Rede ist: Er sollte doch eigentlich schon wissen, woran er glaubt. August Hermann Francke glaubt dies auch durchaus zu wissen, als sich der 24-jährige Pastor während eines Aufenthaltes in Lüneburg an seine Predigt setzt. Er hat einen Satz aus dem Johannes-Evangelium auszulegen: „Dieses ist

geschrieben, daß Ihr glaubet, Jesus sei der Christ, und daß Ihr durch den Glauben das Leben haben werdet in seinem Namen!“

Dieser Satz springt ihn an, zwingt ihn auf die Knie. Nach intensiver Zwiesprache mit Gott - so schreibt er selbst später - wird er zum Begründer der Inneren Mission, lange bevor dieses Wort überhaupt geprägt wird. Die Franckeschen Stiftungen in Halle, in denen Generationen von Waisenkindern eine lebenswerte Zukunft gestaltet worden ist und wird, haben Weltruf. Den Anstoß dazu hat er in Lüneburg erhalten.

Eine der schillerndsten Persönlichkeiten, die das 18. Jahrhundert hervorgebracht hat, ist Barthold Hinrich Brockes: Dieser Hamburger Senator sieht, wie sich Philosophie, Religion und aufkeimende Naturwissenschaften gegenseitig zerfleischen, und er versucht in der Dichtkunst einen großen Wurf, die divergierenden Wissenschaften wieder zu vereinigen. Die Anregungen dazu hat er auf Fahrten zu Verwandten nach Rotenburg erhalten. Seine Botschaft: Die Weisheit Gottes dient dem Nutzen der Menschen, wenn er sie denn nur erkennt. Brockes gibt drollige gereimte Beispiele, beispielsweise seine Gedanken über eine weidende Kuhherde:

Die Betrachtung über eine weidende Kuhherde schließt Brockes so:

Wenn sie das frische Gras mit scharfer Zunge mäh'n,
Erreget jeder Biss ein rauschendes Getön,
Womit sich wechselweis ein starkes Schnaufen mengt,
Das dem, der sich ins kühle Gras gestreckt,
Ein nicht unangenehm Getös' erweckt.
In ihren halbgeschlossnen Augen scheint
Die Sanftmut mit der Ruh vereint
Gelassen, unbesorgt und recht vergnügt zu wohnen.
Ach, dass man euch, mit ruhigem Gemüt
Nicht oft zu unsrer Lehr in solcher Stellung sieht!
Mit hin und her bewegten Kiefern stunden
Verschiedene glatte Küh unangebunden
Und ließen aus den vollen Euterzitzen
Die fette Milch zu unsrer Nahrung spritzen.
Liebstes Vieh, wenn ich hier stehe,
Und wie man dich melke, sehe,
Fällt mir bei,
Auf was Weise es möglich sei,
Dass in dir das Gras für mich
Auf so wundersame Weise
So zum Trank als auch zur Speise
Zubereitet werd und sich
Als in lebendigen Öfen
Gleichsam selber destilliere.
Sprich nun, Mensch, ob in der Tat
Dem, der es geordnet hat,
Nicht unendlich Lob gebühre?

Die Erde ist bekanntlich eine Kugel, und dieses Wissen animiert Brockes zu folgendem Gedicht:

Hieraus dienet wohl zu merken,
Dass des Höchsten Wunderhand

Wie in allen seinen Werken
Unergründlichen Verstand
Auch in dieser Ründe zeigt.
Was vollkommen rund gebeuet,
Ist nach Ordnung der Natur
Die vollkommenste Figur.

Alle Teil in einem Kreise
Sind in einer gleichen Ruh,
Senken sich auf gleiche Weise
Nach dem Mittelpunkt zu,
Wodurch sie einander nützen,
Sich zwar drängen, doch auch stützen,
Dass die große Last der Welt
Sich so in sich selber hält.

Ferner dienet diese Ründe,
Dass, wenn etwa Meer und Flut
Aufgebracht durch Sturm und Winde
Es viel minder schaden tut,
Sondern es muss gleich mit Haufen,
Von der runden Erde laufen,
Weil die Welt sonst von dem Meer
Schon vorlängst verschlungen wär.

Nichts als grauer Berge Türme
Würden, nicht für Tier allein,
Auch für Menschen, für Gewürme
Sämtlich unersteiglich sein,
Falls die Welt mit ihrer Schwere
Statt der Ründe eckig wäre.
Ja, sie könnte sich nicht dreh'n,
Noch in gleicher Waage steh'n.

Auf eine ganz andere Weise drückt Johann Sebastian Bach seine Frömmigkeit aus. „Jesu bleibet meine Freude!“ Der Titel dieser Kantate könnte die Überschrift über sein ganzes Leben von Johann Sebastian Bach sein. Am 21. März 1685 in Eisenach geboren, kommt er nach dem frühen Tod seiner Eltern schon als 15jähriger im Jahr 1700 nach Lüneburg – als Alumnus der dortigen St.-Michaelisschule. Das Orgelspiel hat er schon von seinem Vater, später vom Onkel und größeren Bruder in Thüringen gelernt.

In Lüneburg fährt ihm ein Schreck in die Glieder: Er hört sich plötzlich in Oktaven tönen, mit doppelter Stimme sozusagen. Jahrzehnte später erzählt er seiner Frau Anna Magdalena von diesem merkwürdigen Erlebnis des Stimmbruchs. Die notiert aus der Erinnerung: „Er konnte das nicht ändern und hatte in keiner Weise Einfluß auf die seltsame Erscheinung. Und eine ganze Woche sang er nicht nur, sondern sprach auch in Oktaven. Ich habe nicht gehört, daß irgend jemanden je ein Gleiches zugestoßen sei.“ Doch das junge Talent erlebt in Lüneburg nicht nur den Stimmbruch: In seiner Lüneburger Zeit erfährt Johann Sebastian auch eine nachhaltige musikalische Prägung. Zwei bemerkenswerte Organisten wirken zu dieser Zeit in der alten Salzstadt: der inzwischen 72jährige Organist an der Nicolai-Kirche Jacob Loewe, ein Schüler von Altmeister Heinrich Schütz und der gerade 40jährige Georg Böhm aus Hohenkirchen bei Ohrdruf. Loewe war wohl schon zu alt und hilflos, als daß er dem jungen

Talent Wesentliches in der Orgelkunst hätte vermitteln können. Zu Böhm jedoch, der in der St.-Johannis-Kirche spielt, fühlt sich Bach gleich hingezogen. Böhm gibt dem jungen Komponisten ein Rezept mit auf den Lebensweg: Man müsse die Alten nicht kopieren, sondern ihnen nacheifern. Am Celler Hof lernt Bach italienische Kompositionskunst kennen, in Hamburg lässt er sich von Jan Adam Reinken ausbilden. Auf dem Weg nach Hamburg erlebt der junge und ewig hungrige Schüler ein Wunder der Mildtätigkeit:

Auf dem Heimweg setzt er sich müde vor einem Wirtshaus nieder und saugt gierig die Düfte aus der Küche ein. Da öffnet sich über ihm ein Fenster, und zwei Heringsköpfe fallen vor seinen Füßen nieder. Als sich Sebastian danach bückt, prangt aus jedem Heringsmaul ein dänischer Dukaten. Augenblicklich stillt Bach seinen Hunger, und der nächste Besuch bei Meister Reinken ist gesichert. Die Zeit des Komponisten in Lüneburg war prägend für sein ganzes späteres Leben und Werk.

Bleiben wir bei der Musik: Kirchenmusiker rümpfen die Nase über seine schlichten Melodien, präledieren nur widerwillig über Lieder wie „Der Mond ist aufgegangen“ und „Ihr Kinderlein kommet“. Johann Abraham Peter Schulz, am 31. März 1747 in Lüneburg geboren, hat diese Lieder vertont, und er ist durchaus ein ernst zu nehmender Tonkünstler seiner Zeit gewesen. Als er am 10. Juni 1800 53jährig in Schwedt an der Oder stirbt, hat er der Nachwelt einen wahren Schatz hinterlassen: 130 Lieder, drei Opern, zwei Oratorien - und einen neuen „Volkston“. In der Lüneburger Waagestraße wird Johann Abraham Peter Schulz als Sohn eines Bäckers geboren. Die Eltern erkennen schon früh das musikalische Talent des Jungen und geben ihn in die Michaelisschule. Nach Streit mit einem Lehrer wechselt der Junge aufs Johanneum und lernt dort den Organisten Christoph Schmügel kennen, der in der St.-Johannis-Kirche die Orgel schlägt. Der frühere Telemann-Schüler unterrichtet Johann im Geigen-, Flöten-, Klavier- und Orgelspiel. Wegen seiner schönen Stimme wird der Junge schon bald zu Solopartien im Chor ausgewählt, die schulischen Leistungen sinken, die Eltern schimpfen, und Johann zieht zu seinem Lehrer. Mit 17 Jahren geht er nach Berlin und bekommt dort auf Empfehlung von Carl Philipp Emanuel Bach Unterricht bei Johann Philipp Kirnberger, einem der Trendsetter unter den Komponisten. In dieser Zeit greift ein neues Denken in Deutschland Platz: Natur, Empfindung, Herz und Gemüt sind viel wichtiger als das trostlose Gerippe aufklärerischer Erkenntnistheorie. Dichter fassen das Unbehagen ihrer Zeit in wunderschöne Gedichte und begründen im Hainbund eine Gemeinschaft der Unzufriedenen. Schulz hat nicht in der Dichtung, sondern in der Musik zu einer neuen Harmonie gefunden.

Vom Hainbund war schon die Rede. Auch Ludwig Hölty gehört zu diesem Dichterkreis. „Üb' immer Treu' und Redlichkeit!“ Viel mehr ist nicht hängen geblieben in den Köpfen vom fruchtbarsten Dichter des Göttinger Hainbundes. Am 21. Dezember 1748, hat Ludwig Hölty in Mariensee bei Hannover das Licht der Welt erblickt. Während seiner Schulzeit am Celler Gymnasium formt er seine ersten Gedichte. Nikolaus Lenau hat Hölty den „Freund des Frühlings“ genannt, und er hätte kein schöneres Prädikat finden können: „Die Luft ist blau, das Tal ist grün“, „Der Schnee zerrinnt, der Mai beginnt“, „Rosen auf den Weg gestreut“ - das sind Kleinodien aus einem fröhlichen Herzen.

Im Januar 1775 erkrankt Hölty akut an Tuberkulose, an der er wohl schon lange gelitten hat. Trotzdem reist er im Juli nach Hamburg. Dort verbringt er mit seinem hochverehrten Vorbild Klopstock zwei Wochen. Im November siedelt er nach Hannover über und will sich mit einer Kur von seiner Krankheit befreien. Aber er muss mit Übersetzungsarbeiten sein Leben fristen, und so gelingt eine echte Erholung nicht mehr. Todessehnsucht umfängt ihn, und er gibt ihr in Versen Gesicht:

O Wasserblase, Leben, zerflieg nur bald!
Du gabst wenig lächelnde Stunden mir

Und viele Tränen, Qualenmutter
Warest Du mir seit der Kindheit Knospe.

Am 1. September 1776 erblickt er das Licht der Ewigkeit. Nur 28 Jahre alt ist er geworden. Seine letzten Stunden wird er von zwei engen Freunden begleitet. Das Celler Gymnasium trägt den Namen dieses großen und tiefen Dichters. Ansonsten ist es still um ihn. Wer küsst Hölty wach? - Seine Balladen und Lieder sind zu schön, um vergessen zu werden!

Als Arzt will er den Menschen helfen, doch Albrecht Daniel Thaer soll der Menschheit auf einem ganz anderen Felde zum Wohltäter werden: Jawohl, auf einem Felde, das ist durchaus wörtlich zu nehmen. Denn der Mediziner entdeckt schon mit jungen Jahren die befreiende Arbeit in der Landwirtschaft. Will er neue Kräfte sammeln, „so fand ich seit jeher bei der gesunden vegetabilischen Natur Erholung und Aufheiterung. Ich war Botaniker, Blumist, Gärtner“. Aber nie vergisst er, dass er auch Wissenschaftler ist.

Schon bald nach seinem Medizinstudium in Göttingen macht er eine solche Karriere als Arzt, dass er zum königlichen Leibarzt und Stadtphysikus erhoben wird. Mit gut 40 Jahren reist er nach England, und er lernt dort einen gewaltigen Umbruch in der Landwirtschaft kennen: Nicht mehr nach alter Väter Sitte wird das Land bestellt, sondern nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten. Wieder daheim, schreibt er im Jahr 1798 sein erstes bedeutendes Werk über die englische Landwirtschaft, will er diese Erkenntnisse selbst umsetzen und kauft im Jahr 1802 ein Anwesen von 30 Hektar, um dort eine Musterwirtschaft zu entwickeln. Doch der Versuch bleibt in den Anfängen stecken, Thaer folgt einem Ruf nach Preußen und gründet in der Mark Brandenburg auf dem Rittergut Möglin die erste deutsche landwirtschaftliche Akademie. In Celle erinnert bis heute der Park Thaers Garten und das Albrecht-Thaer-Gymnasium an diesen Vordenker der Landwirtschaft. Mit seinen revolutionären Erkenntnissen hat Thaer übrigens auch die Heidebauernwirtschaft nachhaltig zu einer modernen Landwirtschaft verändert.

Vom Tagelöhnersohn zum Fürsten der Mathematik: Eine wundersame Karriere ist Carl Friedrich Gauß gelungen. Das Gehirn dieses Genies zählt zu den größten Schätzen der Sammlung der Universität Göttingen. Als es im Kernspin-Tomographen untersucht wurde, fanden Wissenschaftler heraus, dass dieses Gehirn bis ins hohe Alter bestens funktionierte. Aber: Das 1492 Gramm schwere Organ weist keine anatomischen Besonderheiten auf, die die außergewöhnliche Begabung des großen Geistes erklären könnten. Auf dem Zehn-Mark-Schein ist Gauß abgebildet. Eine unscheinbare Zeichnung auf der Rückseite erinnert an seine Arbeit in der Lüneburger Heide: Im Auftrag seines Gönners und Landesherren hat er die Landschaft vermessen – wegen der Unebenheiten im Gelände eine schwierige Aufgabe. Wilsede ist so ein zentraler geodätischer Punkt geworden. Gauß selbst erinnert sich ungern an seinen Aufenthalt in der Heide, klagt über schlechtes Essen und spartanisches Quartier. Auf dem Zehn-Mark-Schein unserer alten Währung war Wilsede als Herz der Heide vermerkt. Doch der prominente Mathematiker hat der Nachwelt noch viel mehr hinterlassen als die Vermessung des Königreichs Hannover.

Immer noch im 18. Jahrhundert, blicken wir nach Uelzen: Ein urwüchsiger und trinkfester Junggeselle, begeisterter Naturfreund und Wanderer: So wird Friedrich Kuhlau von seinem Freund, dem dänischen Lyriker Christian Winther, geschildert. So manchem jungen Pianisten sträuben sich die Nackenhaare bei diesem Namen, denn bis heute werden Kuhlaus Sonatinen höchst unterschiedlicher Schwierigkeitsgrade im Klavierunterricht strapaziert. In Uelzen am 11. September 1786 als Sohn eines Regimentsmusikers geboren, stirbt er am 11. September 1832 in Kopenhagen als einer der gefeiertsten Komponisten und Dirigenten Dänemarks. Sein Lebenswerk ist sozusagen die geniale Summe aus Anregungen von Bach und Beethoven, von Mozart und Weber.

In Hamburg ist Friedrich im Jahr 1804 als vorzüglicher Klaviervirtuose auf dem besten Wege, berühmt zu werden. Doch aus Sorge, zum Militärdienst eingezogen zu werden, muss er zunächst von der öffentlichen Bühne verschwinden. Er flieht aus Hamburg - wahrscheinlich ohne konkreten Grund. Denn bei einem Unfall in der Kindheit ist er auf einem Auge erblindet und wäre auch nach damaligem Reglement kaum als tauglich gemustert worden.

Der Klaviervirtuose geht 1810 nach Kopenhagen und hält sich dort zunächst unter dem Pseudonym Kaspar Meyer verborgen. Doch schon im Januar 1811 stellt er sich dem Publikum vor. Der Erfolg ist so überwältigend, dass Friedrich im Dezember als Klavierkünstler an den königlichen Hof gerufen wird. 1813 wird er eingebürgert und setzt sich nun im so konservativen Kopenhagen für sein großes Vorbild ein: Ludwig van Beethoven. Bis auf seine Klavierwerke sind Kuhlaus Werke in Deutschland in Vergessenheit geraten. Doch die Dänen halten ihn als jüngsten, begabtesten und universalsten Wegbereiter der nationaldänischen Musik in Ehren.

Wir blicken nach Winsen: „Oft begleitete ich meinen alten Vater auf seinen Wanderungen von einem Dorf zum andern, lag nachts bei ihm auf der Streu zwischen handelnden Juden und Kesselflickern, und wenn wir bei Tage auf der Heide wanderten und ich zuweilen etwas zurückblieb, so wurde mir bange...“ So karg wie Johann Peter Eckermann aus Winsen an der Luhe erlebt man heute die Heide nicht mehr. Doch trotz der geschilderten Beschwerlichkeiten möchte der Goethe-Vertraute seine Kindheitseindrücke von Heidewanderungen an der Seite seines Vaters nicht missen. Eine Renaissance von Johann Peter Eckermann ist nicht zu erwarten, denn er war eigentlich nie so richtig da. Der Autor der „Gespräche mit Goethe“ stammt aus Winsen. Bis zu seinem 200. Geburtstag im Jahr 1992 hat man ihn Goethes Sekretär genannt, und als solcher geistert er bis heute durch die Literaturgeschichten. Von eigenständiger Schaffenskraft – seine Gedichte sind allenfalls mittelmäßig – ist kaum etwas erwähnenswert, selbst in Winsen sind Eckermanns Gedichte unbekannt. Und doch war er – sogar Goethe selbst sagt dies – dem Dichterstürzen viel mehr als ein Sekretär.

Höchst ungern hat Heinrich Heine in Lüneburg gelebt, und er hat bittere Worte für diese Zeit gefunden. Die Salzstadt hat ihm das übelgenommen und das Heinehaus über Jahrzehnte dem Verfall preisgegeben. Rechtzeitig zum 200. Geburtstag des kritischen Dichters ist es mit Millionenaufwand renoviert worden und dient heute der Pflege von Kunst und Literatur sowie als Standesamt der Stadt Lüneburg.

1821 wohnt er für längere Zeit in der Salzstadt Lüneburg. Längst von einer blühenden Hansestadt zu einer Beamtenstadt mit Kleinhandel abgestiegen, bezeichnet Heine sein Domizil an der Ilmenau als „Residenz der Langeweile“.

Er schreibt auch Gedichte in Lüneburg, beispielsweise ein melancholisches Frühlingsgedicht, in dem er die ganze Schwermut besingt, die ihn in der Stadt der Backsteingotik befallen hat.

„Mein Herz, mein Herz ist traurig,
Doch lustig leuchtet der Mai.
Ich stehe, gelehnt an der Linde,
Hoch auf der alten Bastei.“

Die Erinnerung endet mit der Strophe:

„Am alten grauen Turme (gemeint ist der Abtwasserturm)
Ein Schilderhäuschen steht;
Ein rotgeröckter Bursche
Dort auf- und niedergeht.
Er spielt mit seiner Flinte,

Die funkelt im Sonnenrot.
Er präsentiert und schultert;
Ich wollte, er schösse mich tot.“

Doch nicht nur Melancholie hat Heine in Lüneburg in Verse gegossen. Er schreibt im Wasserviertel an der Ilmenau - und nicht etwa am Rhein! – auch die berühmte „Loreley“, das Prunkstück deutscher romantischer Poesie. Heimweh nach der Rheinlandschaft mag ihm diese Verse in den Sinn gegeben haben im düsteren, wortkargen Norden. Die Lüneburger Heide hat Heine ohnehin nie leiden können, und er hat ihr kein einziges seiner Reisebilder gewidmet.

Wir blicken in die Südheide: „Deutschland, Deutschland über alles!“ August Heinrich Hoffmann, der unter dem Pseudonym Henricus Custos schrieb und als Hoffmann von Fallersleben in die Geschichte der Dichtkunst, ja auch der Politik eingegangen ist, hat die Verse in tiefer Sorge um sein zersplittertes Vaterland geformt - auf der damals englischen Insel Helgoland. In Deutschland wurde Hoffmann angefeindet, seit 1840 der erste Band seiner „Unpolitischen Lieder“ erschienen war. 1842 wurde der Professor für deutsche Sprache und Literatur in Breslau seines Amtes enthoben - unter anderem wegen des Deutschlandliedes. Er ist ein Kind der Südheide, stammt - wie sein Künstlernamen sagt - aus Fallersleben bei Wolfsburg.

„Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt“: Das ist eine kühne Vision von diesem Dichter angesichts der nur zögerlich zusammenwachsenden deutschen Kleinstaaten. Es gibt kein nationales Wir-Gefühl, es gibt keine deutsche Nationalhymne zu Beginn der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

„Deutsche Frauen, deutsche Treue, Deutscher Wein und deutscher Sang.“ Das ist keine Deuschtümelei, sondern der Germanist verbeugt sich in der zweiten Strophe seines Liedes vor dem Minnesänger Walther von der Vogelweide, der in seinen Liedern die ritterlichen Tugenden seiner Zeit besingt: die Hohe Minne, die Triuwe, die Masze, die Staedte. Unmissverständlich politisch gestaltet der Professor für deutsche Sprache die dritte und letzte Strophe: Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland! An diesen Forderungen können die Herrscher beim besten Willen nicht vorbeihören.

19. Jahrhundert

„In Gottes Namen will ich in Hermannsburg eine Mission errichten und habe keinen Pfennig dazu. Mit wieviel Zöglingen soll ich anfangen? Mit drei oder vier? Nein, mit zwölf! Denn sein ist beides, Silber und Gold!“ Pastor Ludwig Harms ist als wortgewaltiger Prediger bekannt, als er auf einem Missionsfest im Jahre 1849 diese Worte spricht. Alle, die es hören, sind erstaunt über seine Rede, und sie erzählen es weiter. Die Reaktionen sind geteilt: Einige stimmen seinen Plänen freudig zu, andere verspotten den Geistlichen als Spinner. Er schafft's, und er

1844 begründet er das Missionswerk, das Hermannsburg weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt gemacht hat. Er gewinnt junge Leute für den Missionarsberuf, aber das Missionshaus der Norddeutschen Mission steht nicht zur Verfügung, es ist geschlossen worden. Deshalb plant Harms eine neue Missionsanstalt in Hermannsburg. Am 6. Juni schreibt er an den Celler Missionsverein: „In ländlicher Stille, von kirchlichem und christlichem Leben genährt, durch leibliche und geistliche Arbeit erstarkt und zu praktischen Übungen im Leben und Predigen Gelegenheit findend, würden die Zöglinge in den theologischen Wissenschaften und im Englischen von dem Lehrer unterrichtet werden und dann nach kurzer Zeit bereitstehen, in das Erntefeld der Kirche hinauszuziehen.“

Harms kauft ein Bauernhaus auf Schulden, nimmt zwölf Zöglinge und setzt seinen jüngeren Bruder Theodor als Inspektor ein. Mit vereinten Kräften bauen die beiden das Haus um und richten es ein.

Schon bald wird es bezogen. Neun der zwölf Zöglinge stammen aus der Lüneburger Heide. Zwei sterben, zwei fügen sich nicht in die Gruppe ein und müssen das Haus verlassen. Die übrigen acht bestehen nach vier Jahren ihre Prüfung und werden daraufhin in der Wilhardi-Kirche zu Stade ordiniert. Zwölf neue Zöglinge rücken sogleich nach, darunter abermals neun Heidjer. Die Hermannsbürger Mission hat bis heute Weltruf!

Für Musikliebhaber sind sie ein Muß, für junge Pianisten ein Horror: die Klavierkonzerte von Johannes Brahms. Aufgewühlte Gefühle sind hier konzertant aufgemischt: Sehnsüchte, Enttäuschungen, Hoffnungen, Resignation. Der bärtige Komponist ist Zeit seines Lebens nie verheiratet gewesen, doch eine ständige Sehnsucht nach dem „schönen Geschlecht“ hat ihn lebenslang begleitet. In Winsen/Luhe hatte der Komponist seine erste Jugendliebe in Elise Giesemann. Von ihrem Vater eingeladen, lernte er dort auch Gedichte wie „Die schöne Magelone“ kennen, die er später vertonen sollte, und von Winsen aus startete er gemeinsam mit Remenyie seine erste Tournee. Dort leitete er Chöre und führte Konzerte auf, und aus dieser Stadt verabschiedete er sich mit dem selbst vernichteten Lied „Abschied aus Winsen“. Noch kurz vor seinem Tode denkt der große alte Mann gerne an seine karge, aber doch helle Jugend in Hamburg und Winsen zurück: „Und ich habe es doch ganz gut vertragen; ja ich möchte dieses Zeit der Dürftigkeit um keinen Preis in meinem Leben missen, denn ich bin überzeugt, sie hat mir wohlgetan und war zu meiner Entwicklung nötig.“

Zum kulturellen Erbe der Lüneburger Heide zählt natürlich auch einer der wichtigsten Vertreter der Naturheilkunde, Heinrich Schäfer-Ast. In Gronau an der Leine gebürtig, kommt er 1872 als Wanderschäfer nach Radbruch, wird dort sesshaft und genießt schon bald einen ausgezeichneten Ruf als Heiler. Die Diagnose aus dem Nackenhaar ist sein Geheimnis geblieben. Mehrfach wird er deshalb von Ärzten angefeindet und sogar vor Gericht zitiert, aber die Sympathien überwiegen. Viele tausend Menschen hat er heilen können, hat sich stets mit dem begnügt, was ihm freiwillig gegeben wurde, und ist dabei trotzdem reich geworden. Seine letzte Enkeltochter gab im Jahr 2000 ihre Tätigkeit als Heilpraktikerin auf. In den 80er Jahren übrigens, als der Turm der St.-Marien-Kirche in Winsen repariert werden und dazu die Kugel unterm Kreuz entfernt werden mußte, fand man in dieser verlöteten Kugel folgenden Inhalt: ein Exemplar der „Winsener Nachrichten“, mehrere Münzen und – Rezepte für Tinkturen von Heinrich Schäfer Ast, die in der Alten Ratsapotheke hergestellt worden sind. Dem Kirchenvorstand von St. Marien galt Schäfer Ast als große Persönlichkeit der Zeitgeschichte. Und die ist er bis heute geblieben.

„Meine Heimat ist das Lüneburger Land. Zu Fallingbostel im Böhmetal bin ich am 9. Mai 1849 geboren. Mein Vater besaß dort ein von den Voreltern ererbtes Anwesen, der war Maurer. ... Meine Mutter war eine Tochter des Lehrers und Küsters Friedrich Brockmann in Fintel. Im Herbst 1851, als mein Bruder August geboren wurde, kam ich zu den Großeltern nach Fintel; 1862, im Frühjahr, zogen auch meine Eltern dorthin; 1870 erwarben sie dort eine Bauernstelle.“ Die Kinder- und Jugendzeit bei den Großeltern zählt Friedrich Freudenthal zur glücklichsten seines Lebens, genießt die Ungebundenheit und Freiheit des dörflichen Lebens. Von der Großmutter lernt er noch vor Eintritt in die Schule das Lesen. Später „gab es fast kein Buch mehr in den Bauernhäusern, das ich nicht kannte“.

Er arbeitet bei der Post, zieht in den Krieg gegen Frankreich, entdeckt selbst die Heimatschriftstellerei. Die Behäbigkeit, aber auch die Schlitzohrigkeit der Heidjer, Reiseberichte, Geschichtsdarstellungen: Das literarische Werk wächst. Er bleibt ein Mahner, und als der Erste Weltkrieg ausbricht, findet der Kaiser nicht die Zustimmung des Heidjers. Friedrich Freudenthal stimmt nicht in den allgemeinen dichterischen Jubel ein, er hat tiefste Bedenken und fürchtet um sein Land, orakelt von einem fürchterlichen Ende. Auf tragische Weise soll er Recht behalten. Der Freund und Maler Frido Witte schreibt über Freudenthal:

„Er steht turmhoch über den vielen, nach Verkauf dürstenden und auf Sensation oder Rührseligkeit fußenden Schreiberseelen, die ebenfalls unsere Heimat bearbeitet haben.“ Ein verhaltenes Lob auf das Lebenswerk eines Mannes, der sein Bestes gab, um die Lüneburger Heide dichterisch zu verarbeiten.

Der stille Zauber der Heide, die Weite ihrer Landschaft, die Vielfalt in Flora und Fauna: Das alles droht verlorenzugehen im wirtschaftlichen Machtkampf einer Ellenbogengesellschaft, spürt Wilhelm Bode, der als Pastor auf der Kanzel der Egestorfer St.-Stephanus-Kirche Sonntag für Sonntag den Menschen ins Gewissen redet. Aber er läßt es nicht beim allgemeinen Unbehagen, er kämpft für die Erhaltung seiner Heimatlandschaft mit eben denjenigen Waffen, die auch das Unternehmertum für seine Zwecke nutzt und mit denen es die Heide in äußerste Bedrohung gebracht hat. Heidepastor Wilhelm Bode gilt nicht nur als geistiger Vater des Naturschutzpark, der am 29. Dezember 1921 durch die preußische Regierung als ein Gebiet von vier Quadratmeilen rund um den Wilseder Berg eingerichtet wird, er hat mit der Gründung zahlreicher Genossenschaften die Wirtschaftsstrukturen seiner Heimat so gestärkt, daß die Bürger nicht mehr auf jeden auswärtigen Investor hereinfallen mußten. Wohl dieser Doppelspurigkeit seiner Strategie ist es zu danken, daß es heute überhaupt noch Lüneburger Heide in ihrer lebendigen Ursprünglichkeit gibt.

Die Soltauer haben ihn ganz besonders ins Herz geschlossen, denn aus gutem Grund hat Hermann Löns ist Städtlein als „Herz der Lüneburger Heide“ bezeichnet. Ihnen und ungezählten anderen Menschen hat der Journalist, der als Heidedichter in die Literaturgeschichte eingehen sollte, die Lüneburger Heide ganz besonders ans Herz gelegt.

„Er hatte den Auftrag vom Schicksal, seinem Volke viel Schönheit zu bringen!“ So schreibt Löns vom Maler Helmold Hagenrieder, dem Ebenbild des Dichters, in seinem Roman „Dahinten in der Heide“. Der Dichter meint sich selbst mit dieser Gestalt und hat dem Volk mit seinen Romanen und dem wunderschönen Liederzyklus "Der kleine Rosengarten" nicht nur literarische Juwelen geschenkt, sondern hat mit seinem großartigen journalistischen und literarischen Engagement für Natur und Landschaft auch maßgeblich dazu beigetragen, daß die Heidelandschaft in weiten Teilen erhalten werden konnte. Seine Gedichte hat übrigens Ludwig Rahlfs aus Düşhorn vertont, ebenfalls ganz ein Kind der Lüneburger Heide, hat auch den Evergreen „Auf der Lüneburger Heide“ geschaffen.

20. Jahrhundert

Johann Michael Bossard: Mehr als 7000 Kunstwerke hat er in seinem Domizil bei Lüllau geschaffen. In der Kunststätte sind neben den Gebäuden etwa 5000 vereint. Die Bossards haben nie auf wirtschaftlichen Erfolg gesehen, sie haben ihre Kunst nie an Aufträgen ausgerichtet. Diese Scheu vor der Öffentlichkeit hat das Ehepaar wohl vor der Verfolgung „entarteter“ Künstler durch die Nationalsozialisten bewahrt. So ist das Gesamtkunstwerk bis heute eine Oase der Kreativität, der Andacht, des Nachdenkens und der stillen Freude. Der Kunsttempel Bossard gilt heute als das größte Gesamtkunstwerk Deutschlands.

1874 in der Schweiz geboren, machte er schon bald als Künstler international einen Namen, erhielt eine Professur in Hamburg. Am 27. März 1950 stirbt Bosard im Alter von 76 Jahren. Fast ein halbes Jahrhundert wacht seine Witwe über dem Gesamtkunstwerk. Kurz vor ihrem Tode weiß sie es in guten Händen: Das Freilichtmuseum am Kiekeberg, zentrales Museum des niedersächsischen Landkreises Harburg, führt es seit Mitte der 90er Jahre als Außenstelle.

„Wer zu lächeln wagt, der lebt!“ Das Leben von Franz Evers ist alles andere als ein Honigschlecken gewesen, und doch hat er das Lächeln nicht verlernt. Das Geburtshaus des Winsener Lyrikers an der Bahnhofstraße ist längst abgerissen, seine Gedichte sind

verklungen. Sie sind trotzdem schön. Nein, Franz Evers hat keine Jugenderinnerungen aus Winsen darin verarbeitet. Gar zu kurz hat er in der Luhestadt die Sonne angeblinzelt, exakt: nur ein halbes Jahr. Im Winter 1871/72 zieht die Familie um. Trotzdem darf Winsen stolz sein, diesen Jungen als einen der Ihren zu wissen. Denn Franz Evers sollte schon im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts zu einer bekannten Figur im literarischen Leben der Hauptstadt Berlin werden. 1934 hat er 15 abgeschlossene Bände vorliegen. Als sein wichtigstes Werk bezeichnet die zehnbändige Ausgabe „Der Weg“. Von 1943 bis 1945 hat er es geschrieben. Neben dem eigenen Verlag drucken zwei weitere Verlage seine Werke. Die Hinwendung zum „Numen tremendum et fascinosum“, dem geheimnisvollen übernatürlichen Wirken, die Abkehr von der sichtbaren Welt, von Realismus, Naturalismus und Materialismus kennzeichnet den „Heiligen Rausch“ des Dichters, der sich zu „andächtigem Gesang“ berufen fühlt und „Liedgebete“ schreibt. Menschliche Existenz vollzieht sich für Evers in Umwelt und Inwelt. Die Liebe spielt eine ganz besondere Rolle, ist die „Innenmacht“ und kann „Schatten und Dämonen“ besiegen.

„Jenseits von Angebot und Nachfrage“ müßten weitere Kräfte den Markt regeln, wenn es zu einer sozialen Marktwirtschaft kommen solle! Wilhelm Röpke, 1899 als Sohn eines Landarztes in Schwarmstedt geboren, hat die deutsche Wirtschafts- und Sozialpolitik nachhaltig geformt. An der Seite des ersten Wirtschaftsministers der Bundesrepublik Deutschland, Ludwig Erhard, wird er zu einem der maßgeblichen Väter für die soziale Marktwirtschaft. In der bäuerlich-mittelständischen Welt hat er früh erkannt, daß Gewinne nicht um jeden Preis erstrebenswert sind.

An den innenpolitischen Kämpfen der 30er Jahre beteiligt sich Professor Röpke als temperamentvoller Gegner der Nationalsozialisten. Immer wieder meldet er sich in der „Frankfurter Zeitung“ zu Wort. Er erkennt die verführerischen Parolen der Nationalsozialisten und warnt im September 1930 das niedersächsische Landvolk: „Niemand, der am 14. September nationalsozialistisch wählt, soll später sagen können, er habe nicht gewußt, was daraus entstehen könnte. Er soll wissen, daß er Chaos statt Ordnung, Zerstörung statt Aufbau wählt. Er soll wissen, daß er für den Krieg nach innen und nach außen, für sinnlose Zerstörung stimmt.“

So ist es kein Wunder, daß Röpke nach Hitlers Machtübernahme als einer der ersten Universitätsprofessoren seines Lehrstuhles beraubt wird. Er geht in die Schweiz.

1947 gilt es, ein neues Deutschland zu bauen. Sein Freund Friedrich von Hayek ruft ihn in einen Kreis konservativer und liberaler Köpfe. Von hier aus berät er Bundeskanzler Konrad Adenauer und Ludwig Erhard. Adenauer folgt Röpkes Gutachten, Abstand von einer Empfehlung von amerikanischen Experten zu nehmen, die eine Rückkehr zu planwirtschaftlichen Begriffen raten. Adenauer entscheidet sich für die Marktwirtschaft, aber auch sie gerät alsbald in ernsthafte Gefahren!

Erhard über Röpke: „Da sprach nicht nur ein Nationalökonom über Erkenntnisse aus seinem Forschungsbereich, sondern hier stand in einer von brutaler Gewalt bestimmten Zeit ein Mann auf, dem, wie es mir scheinen möchte, der geschichtliche Auftrag zuteil wurde, das erlahmende Gewissen der Menschen, der Völker und ihrer Regierungen wachzurütteln, den Glauben an den Wert und den Segen der Freiheit neu zu beleben!“

1956 warnt Röpke, den Lebensstandard zum einzig gültigen Kult zu erheben. Die Zeit des „Gelsenkirchener Barock“ ist angebrochen, das Wirtschaftswunder legt los, Deutschland genießt das Leben – im Wohnzimmer mit Zehnplattenwechsler und im Urlaub am Mittelmeer. Das Auto wird zum Wohlstandssymbol, Musiktruhen und Fernsehgeräte folgen. „In den eigentlich entscheidenden Dingen steht es nicht gut um uns“, notiert Röpke in dieser Zeit. „Der Fall wäre hoffnungslos, wenn wir uns weiterhin so benehmen würden, als wäre uns ‚ganz kannibalisch wohl als wie fünfhundert Säuen‘.“

Der Hamburger Pastor Waldemar Rode schreibt im Jahr 1937 für diese Menschen ein Gedicht: „Tröstet, tröstet“, spricht der Herr, „mein Volk, daß es nicht zage mehr.“ Der Sünde Last, des Todes Fron nimmt von euch Christus, Gottes Sohn.“ Der Kirchenmusiker Hans Friedrich Micheelsen hat eine Melodie zu diesem Gedicht geschrieben, das seither als Choral in der Kirche gesungen wird. Viele Jesteburger können sich bestens an ihren früheren Mitbürger erinnern. Zeitweise hat er den Chor der Jesteburger St.-Martins-Gemeinde geleitet. Dabei ist er eigentlich Kirchenmusikdirektor in Hamburg und ein bekannter Komponist. Er gilt als einer der Großen im 20. Jahrhundert, wird Musikprofessor und ist sich trotzdem nicht zu schade dafür, die kleine klassizistische Dorforgel in Jesteburg zu spielen und für sie zu komponieren. Der schönste Nachklang auf den Komponisten ist ein Orgelkonzert aus dem Jahr 1943, in dem die Weise „Es sungen drei Engel“ verarbeitet ist. Im Toccata-Satz wird das Thema in wuchtigen Akkorden vorgestellt und in Duo- und Triosätzen ausgebaut. In dem zweiten Satz, der Kanzona, ist das Thema erst am Ende im Pedal dieses liedhaften Triosatzes zu finden., und im dritten Satz, der Fuga, wird er nur als Kopf des Themas verwendet. Es ist merkwürdig, daß gerade in einer Zeit des Grauens solch ein Werk von ewiger Schönheit entstanden ist.

Erst Terrorist, dann Friedenskämpfer. Erst Autor, dann Lektor, schließlich wieder Autor. Erst pflichtbewußter Preuße, dann querdenkender Kulturpolitiker: Ernst von Salomon hat viele Gesichter, ist Zeit seines Lebens ein unruhiger Geist geblieben. Seine literarischen Spuren sind bis heute unübersehbar, auch mehr als ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode. Das ist keineswegs selbstverständlich. Denn Ernst von Salomon war das, was man einen Bestseller-Autor nannte. Und Bestseller stehen bekanntlich nur eine kurze Zeit im Mittelpunkt des Leserinteresses. Als im März 1951 im Rowohlt-Verlag sein Roman „Der Fragebogen“ erscheint, wird dieser Titel mit dem englischen Ehrenwort belegt. Zuvor kennen die Deutschen dieses Wort überhaupt nicht. Innerhalb von zwei Jahren kommt das Buch in zehn Auflagen mit insgesamt mehr als 250.00 Exemplaren auf den Markt und unters Volk – unter ein Volk, dem zu dieser Zeit sein Selbstwertgefühl völlig abhanden gekommen ist. Der gebürtige Kieler hat seine Wahlheimat nach dem Kriege in Stöckte gefunden.

Heute ist von Salomon fast vergessen; nur noch Fachleute aus Geschichte und Literatur befassen sich mit ihm. Das liegt an der Art seines Schreibens. Er paßt nicht mehr in die Gegenwart mit seiner pointiert erzählenden Art, mit seinen gelegentlichen Ausfällen in die aktuelle politische Situation, mit seinem Thema: Der Autor beschreibt immer wieder sich selbst und seine eigene Geschichte – auch wenn sie sich bisweilen in ganz anderen Epochen bewegt. Mit dem „Fragebogen“ hat er ein mutiges Zeugnis gegen Duckmäusertum gegenüber den amerikanischen Besatzern abgelegt und den Menschen im Nachkriegsdeutschland den Rücken gestärkt.

Seine eigenen Bilder zeugen von hohem Können, die Nachahmung der großen Meister geradezu von Genialität. 1995 starb der Maler Günter Charles Franz Dietz aus Lüneburg, der neben ureigenen Werken 500 Nachschöpfungen alter und neuer Meister hinterlassen hat. Sie sollten eine feste Heimat in Norddeutschland finden, hat sich Dietz in seinem Testament gewünscht, nach Möglichkeit in seiner Geburtsstadt Lüneburg oder in der Nähe Bremens, wo er lange Zeit gewirkt hat. Doch dieser Wunsch hat sich nicht erfüllt, das Gesamtkunstwerk hat in Deutschland zwei Heimstätten gefunden: in Wasserburg am Inn und in Clausthal-Zellerfeld im Harz.

Dietz sieht sein Lebenswerk als Demokratisierungsprozeß der großen Kunst: Was bislang im Original der breiten Öffentlichkeit verborgen geblieben ist, weil die echten Kunstwerke eben nur in großen Museen besichtigt werden können oder gar in Privatgalerien dem Auge des Publikums vollends entzogen sind, hat Dietz Repliken geschaffen, die selbst Fachleute mit bloßem Auge vom Original nicht unterscheiden können. Sie tragen unsichtbar ein

Metallplättchen in der Leinwand, das beim Röntgen sichtbar wird. Als Kulissenmaler und Zeitungskarikaturist hat er sich durch die schlechte Zeit geschlagen.

Die Jahre 1952 bis 1958 verbringt er im Experiment. Die Nachkriegs-Lolitas, die im beginnenden Wirtschaftswunder bald jedes Wohnzimmer verunzieren mit ihrem feurigen Blick und ihrem freizügigen Busen, mögen ihn inspiriert haben zur Demokratisierung der echten Kunst. So sucht er nach einer besseren Kunstdruckmöglichkeit, sieht sich bei Spezialisten in Paris und anderswo um und beendet diese Phase mit der Gründung einer eigenen Druckerei für Schablonendrucktechnik. Aufträge gehen zunächst nur aus der Werbebranche ein, dann werden Kunstdrucke aufgelegt, beispielsweise Werke von Picasso.

1959 knüpft Dietz den ersten Kontakt zu Marino Marini in Mailand, der gerade sein „Pferd auf Packpapier“ gemalt hat. Die Freundschaft hält bis zum Tode des italienischen Künstlers im Jahr 1980. Friedensreich Hundertwasser wohnt von 1970 bis 1972 bei Familie Dietz, arbeitet am Olympia-Plakat und an seiner Mappe „Regentag“. Der Multiplikator arbeitet inzwischen auch für Dali und Picasso. Verlage reißen sich um ihn. Doch Dietz beginnt, sein Werk zu ordnen, eröffnet das „Erste Imaginäre Museum“ in Wasserburg am Inn.

Meine Damen und Herren, natürlich ist die Auswahl der gezeigten Kulturstationen willkürlich und keineswegs komplett. Aber wir spüren, dass die Lüneburger Heide durchaus mithalten kann mit anderen klassischen Kulturlandschaften wie mit Franken, der Pfalz oder Württemberg. Wir sind und bleiben natürlich eine Kultursteppe. Aber eben im besten Sinne des Wortes und mit vielen wunderschönen Blüten zur rechten Zeit. Pflegen wir unsere Kultur, unsere Geschichte, unsere Heimat, seien wir stolz darauf, und geben wir das Wissen weiter an unsere Heidegäste und vor allem an unsere Kinder und Enkel. Ich danke Ihnen fürs Zuhören!

